

Philipp Osten

Großklinikum mit Bahnanschluss

Heidelberg als Lazarettstadt im Ersten Weltkrieg

Einhundert Jahre nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs ist die Auseinandersetzung über seine Verursacher mit Vehemenz neu entbrannt. Vor fünfzig Jahren wurde kontrovers über die These des Hamburger Historikers Fritz Fischer diskutiert, der von einer Hauptkriegsschuld der deutschen Staats- und Militärführung ausging. Seine Sicht setzte sich in den folgenden Jahren der deutschen Zweistaatlichkeit durch, bis zu diesem aktuellen 100jährigen Jubiläum Darstellungen bekannter Historiker populär wurden, welche die Rolle der deutschen Außenpolitik relativieren. Die europäischen Staaten seien nach der Ermordung des österreichischen Thronfolgers in Sarajewo wie Schlafwandler aus der Dynamik der Julikrise in das Inferno getaumelt. Historiker, die auf die aggressiven Kriegsvorbereitungen in Deutschland verweisen, werden zunehmend schroff kritisiert; sie würden die Quellen der ‚Kriegsgegner‘ nicht kennen. Dem Deutschen Reich habe, eingezwängt zwischen den Bündnissen der Entente, nur der Weg in die Konfrontation offen gestanden. Es ist der Stand der Geschichtsschreibung der 1950er Jahre, der die öffentliche Meinung über den Kriegsausbruch 1914 allmählich zurückerobert. Vor allem sozialhistorische Aspekte treten in der aktuellen Debatte in den Hintergrund.

Dieser Beitrag stützt sich auf ausgewählte Archivalien aus dem Heidelberger Stadtarchiv und aus dem Universitätsarchiv sowie auf zeitgenössische Zeitungsberichte.¹ Aus gedruckten Quellen ergibt sich ein nur lückenhaftes Bild vom Heidelberger Alltag in der Zeit des Krieges. Die feierlich aufgemachten Rot-Kreuz-Berichte und die zahlreichen Chroniken – die teilweise in hoher Auflage den amtlichen Adressbüchern der Stadt beigegeben waren – schweigen über persönliches Elend, über den bald alltäglichen Hunger und über die auch mitten in der Stadt untergebrachten Kriegsgefangenen (vgl. hierzu den Beitrag von Norbert Giovannini in diesem Band). Ein wenig korrigieren die Abbildungen dieses Manko, sie stammen aus einem Fotoalbum mit dem Titel „Heidelberger Kriegsbilder“, das ebenfalls im Heidelberger Stadtarchiv liegt. Die Bilder werden dem Fotografen Max Krögel (1860–1925) zugeschrieben. Sie zeigen die Kinder, die neugierig die Übernahme ihrer Schule durch die neuen Insassen beobachten, sie dokumentieren die Menschenschlange vor der Kriegsküche und geben flüchtige Blicke auf vorüber fahrende Lazarettwagen der Straßenbahn wieder.

Heidelberg ging gut vorbereitet in das Jahr 1914. Militärische Brauchtumspflege prägte das Vereinsleben der Stadt, von Veteranenvereinigungen über den Vaterländischen Frauenverein zur Vorbereitung der Kriegsrankenpflege (unter dem Vorsitz der Gattin des Bürgermeisters), Militärvereine mit weit über 1000 Mitgliedern bis hin zum Flottenverein Deutscher Frauen existierten über dreißig verschiedene Gruppierungen, die in ihren wöchentlichen Versammlungen die geistige Mobilmachung vorantrieben. Vortragsreigen zum 100. Jubiläum des Aufbegehrens gegen die

Napoleonischen Truppen in den sogenannten Befreiungskriegen (1813–1815) bestimmten die Erinnerungskultur. Der Historiker Hermann Oncken (1869–1945) „führte in mächtigen, großgeschauten Bildern von der tiefsten Erniedrigung Deutschlands durch die geistige und sittliche Vorbereitung des Befreiungskriegs zu dem Jahre der Tat und beleuchtete seine Ergebnisse für die deutsche Nation“, resümierte die Chronik der Stadt Heidelberg des Jahres 1913.²

Diese patriotisch-bellizistische Grundstimmung kann, trotz der zahlreichen gekrönten Häupter, die den Vereinen als Schirmherrinnen und Schirmherren dienten, nicht mit konkreten staatlichen Kriegsvorbereitungen gleichgesetzt werden. Anders verhält es sich bei der möglichen Bereitstellung öffentlicher Gebäude im Kriegsfall. Vor allem die zahlreichen, seit der Jahrhundertwende neu errichteten Schulen und Bildungsbauten, unter anderem das Lehrerseminar (die heutige Pädagogische Hochschule), waren besonders geeignet, als Massenquartiere verwendet zu werden. Heidelberg bot eine Besonderheit, die es dazu prädestinierte, sich im Kriegsfall in eine Lazarettstadt zu verwandeln. Hier gab es ein Großklinikum mit Bahnanschluss und darüber hinaus zahlreiche Hotels und Pensionen, die kurzfristig requiriert werden konnten. Im Schnitt gab es während der Kriegsjahre dreißig Lazarette in der Stadt. 3000 Lazarettbetten standen bereits bis Ende 1914 zur Verfügung, damit lag Heidelberg vor der Industriestadt Mannheim, die knapp 2800 Lazarettbetten bereitstellte. Vergleichbar war die Heidelberger Situation nur mit der Lage in der anderen badischen Universitätsstadt: Auch in Freiburg waren die Bahngleise nahe an die Kliniken gebaut worden. Im Verlauf des Krieges wuchs die Lazarettkapazität an beiden Orten auf jeweils ca. 4500 Betten. Das sagt noch wenig über die tatsächliche Belegung aus. Aber allein in der Psychiatrischen Klinik wurden zwischen 1914 und 1918 knapp 4000 Soldaten behandelt.

Einzig der Transportbericht des Roten Kreuzes gibt annähernd Aufschluss über den Umfang der Versorgung. Zwischen 1914 und 1918 trafen allein am Güterbahnhof 225 große Lazarettzüge ein, über 66 000 Verwundete wurden von dort und vom Hauptbahnhof aus transportiert.³ Straßenbahnwagen wurden so umgebaut, dass mehrere Krankentragen hintereinander eingehängt werden konnten. Nur durch ein Dach geschützt, wurden die Verwundeten für alle Passanten sichtbar durch die Stadt gefahren (vgl. den Text von Katharina Lustgarten).

Erster Vorbote drohender Kriegsgefahr war ein mit dem Vermerk „Geheim“ versehenes Schreiben des Karlsruher Kultusministeriums, das den Engeren Senat der Universität Heidelberg am 16. Februar 1914 erreichte.⁴ Darin ging es um das Kollegienhaus (es bildete die südliche Begrenzung des Universitätsplatzes und wurde 1929 für den Bau der Neuen Universität abgerissen). Ursprünglich als Musäum (Gesellschaftshaus gebildeter Stände) gebaut, ging es Anfang des 20. Jahrhunderts in den Besitz der Universität über. Bei der Übergabe an die Hochschule war versäumt worden, auf alte Verträge aus den 1890er Jahren hinzuweisen, nach denen das Gebäude im Kriegsfall als Vereinslazarett für den Frauen- und Männerhilfsverein Heidelberg dienen sollte. Da die drei als Lazarette vorgesehenen Schulen im Ernstfall nicht ausreichen würden, bat das Ministerium die Universität, ihm das Kollegienhaus freiwillig als Lazarett zu

überlassen. Unverzüglich kam der akademische Senat dieser Bitte nach. Zu einer Nutzung als Lazarett kam es jedoch nicht. Mit der 1903 errichteten Stadthalle stand ein weit großzügigeres Gebäude als Vereinslazarett zur Verfügung. Der Briefwechsel vom Februar 1914 belegt lediglich die immer konkreter werdenden Vorkehrungen für den Kriegsfall.

Der nächste Schritt der Vorbereitungen vollzog sich am 20. Mai 1914. An diesem Termin erklärte sich das großherzogliche Ministerium für Kultus und Unterricht auf Drängen des Territorialdelegierten der freiwilligen Krankenpflege beim Innenministerium bereit, die Vangerowschule sowie die Schulhäuser I (Sandgasse), III (Landhausstraße) und IV (Neuenheim) im Mobilmachungsfalle als Lazarette zur Verfügung zu stellen.⁵ Wohlgemerkt, dieser Schritt vollzog sich noch vor Beginn der Julikrise. Am 9. Juni 1914 wurde die Stadt offiziell darüber in Kenntnis gesetzt.

In der vollbesetzten Stadthalle begingen Universität und Stadt am 2. August 1914 offiziell den Kriegsbeginn mit einer vaterländischen Kundgebung. Und wiederum sprach, neben dem Bürgermeister, dem Prorektor und dem Theologen Ernst Troeltsch, der Historiker Hermann Oncken. Der Prorektor fand ernste Worte, Troeltsch predigte und Oncken wetterte gegen Russland.⁶ Nach dem Absingen vaterländischer Lieder wurde zusammengeräumt, bereits für den folgenden Tag hatte die Stadt die Nutzung der Stadthalle als Lazarett zugesagt. Kandelaber und Kronleuchter wurden gegen einzeln herabhängende Glühbirnen ausgetauscht, die mit Intarsien versehenen Türen wurden durch Wollvorhänge ersetzt und dicke Moltontücher schützten die Wandgemälde. Die Stadthalle war im Jahr 1913 erstmals ausgebucht gewesen. Zehn Jahre nach der Fertigstellung begann sich der teure Bau zu amortisieren, dessen Kosten lange vor der Fertigstellung explodiert waren, unter anderem auch durch den Einbau einer 25000 Goldmark teuren Konzertorgel der Durlacher Firma Voigt, deren Konstruktion knapp ein Viertel der für den Innenausbau des Gebäudes vorgesehenen Gelder verschlungen hatte. Die Heidelberger Stadträte hatten von einem Festspielhaus geträumt, von einem „Bayreuth am Neckar“.



Abb. 1: Die Landhauschule wird zum Lazarett (Stadtarchiv Heidelberg)

Der Nationalökonom Max Weber, Begründer der modernen Soziologie und als Oberleutnant der Landwehr Präsident der Heidelberger Reserve-Lazarettkommission, zog gemeinsam mit dem städtischen Oberrevisor Winterer, dem Oberstabsarzt Ernst, dem Lazarett-Oberinspektor Hennig, zwei amtlichen Bausachverständigen und zwei Schulräten durch die als Lazarette vorgesehenen Schulen. Ziel war eine lückenlose Bestandsaufnahme. Der Ersatz eventueller Schäden durch die militärische Nutzung wurde selbstredend in Aussicht gestellt, bereits vorhandene Schäden aber sollten nicht geltend gemacht werden können. Akribisch protokollierte der Nationalökonom den nicht immer einwandfreien Zustand der Heidelberger Volksschulklosetts. In der Stadthalle, das belegen Fotografien, wurden die robusten Stahlbetten der Verwundeten auf kleine Korkplättchen gestellt, um das wertvolle Tafelparkett zu schonen (Abb. 2). Ebenfalls als Krankenquartiere ausersehen waren neben zahlreichen Hotels und Privatkliniken die Säle der Harmonie und die mit Kriegseintritt Großbritanniens requirierte Englische Schule (Heidelberg College). Als Offizierslazarett diente das Hotel Bellevue im Schloss-Wolfsbrunnen-Weg 1–5, das 1919 abgebrannt ist.

Überraschungen gab es bei der Belegung der Lazarette: Ausgerechnet die moderne Mönchhofschule im gerade acht Jahre zuvor errichteten Neubau-Wohnquartier Neuenheim wurde zum Tuberkuloselazarett erklärt. Tatsächlich wurde die Tuberkulose, eine der häufigsten Todesursachen für junge Männer zu Friedenszeiten, unter den verschlechterten Ernährungsbedingungen im Krieg und befördert durch die Massenquartiere in der Etappe, zu einem gravierenden Problem, dem durch die sofortige Aussonderung von Menschen Rechnung getragen wurde, die im Verdacht standen, sich infiziert zu haben.⁷

Der Oberstabsarzt des Lazaretts Mönchhofschule versuchte, die besorgten Stadträte zu beruhigen, die „in der Ansammlung solcher Kranker eine Gefahr erblickt[en] für die Zeit, wenn das Haus wieder seiner Bestimmung als Schule zugeführt wird“.⁸



Abb. 2: Die Stadthalle als Lazarett (Stadtarchiv Heidelberg)

Im Sinne einer medizinischen Aufklärung schrieb er, „der Lungenkranke kann auf zweifache Weise infizierendes Material abgeben und hinterlassen:

1. durch freiwilliges und unfreiwilliges Umherspucken auf den Boden und auf die Wände
2. durch Zerstreuen feinsten bazillenhaltiger Hustentröpfchen wenn er bei starken Hustenstößen den Mund nicht bedeckt [...],

die vorschriftsmäßige Desinfektion“ garantiere jedoch, „daß Räume und Mobiliar ihre Ansteckungsfähigkeit verlieren.“⁹

Bei Kriegsende wurden die Gebäudeschäden an der Mönchhofschule mit 156 000 Mark beziffert. Beim Schulhaus I in der Sandgasse waren es 85 000 Mark und die Renovierung der Landhausschule kostete von der „Beseitigung gewaltsamer Zerstörungen“ bis hin zur „Ausräucherung und Tünchung der ehemaligen Leichenkammer“ 178 000 Mark.¹⁰

Mit der Dauer des Krieges hatte das Verständnis für die Requirierung der Schulen auf Seiten der Stadt stetig abgenommen. Ende Mai 1917 stellte der Stadtrat fest, dass die Heidelberger Lazarette wenig belegt seien. Er forderte die Rückgabe des Schulhauses I und empfahl, im Bedarfsfall ein Hotel anzumieten. Die Militärverwaltung ließ durch das Kultusministerium ausrichten, die Kriegslage könne „jederzeit zu einem starken Zustrom an Verwundeten führen. [...] Die Anschauung des Stadtrates, daß es der Militärverwaltung ein Leichtes sei, ein Hotel für diesen Zweck zu ermieten, geht von irrigen Voraussetzungen aus. Hotels sind zur Unterbringung Schwerverwundeter durchaus ungeeignet“.¹¹

Die Stadt war darauf bedacht, ihre Kosten gering zu halten. Der Marstall war zu dieser Zeit ein städtisches Gebäude. Ein Teil war an die Gewerbeschule vermietet, ein unmittelbar benachbarter Teil in der Schiffgasse diente der Universität Heidelberg, die sich in alter Tradition weiterhin als Kavaliersoniversität betrachtete, als Fecht-



Abb. 3: Menschenschlange vor der Kriegsküche (Stadtarchiv Heidelberg)

schule. Beide Gebäude waren ab 1915 ebenfalls zu Lazareträumen erklärt worden. Gut 75 Jahre nach dem Auszug der letzten Kliniken aus dem Marstall wurden hier nun wieder Patienten untergebracht. Der Bau erwies sich als denkbar ungeeignet. Regelmäßig drängte der Lazarett-Inspektor die Stadt, das Dach reparieren zu lassen und die durchgerosteten Abwasserkanäle zu erneuern.¹² Die Stadt gab die Reparaturen erst im November 1918 in Auftrag. Mit zunehmender Not gastierte die Heidelberger Kriegsküche mit ihrer Gulaschkanone vor dem Marstall (Abb. 3). Um die Versorgung der Insassen zu gewährleisten, beantragte der Chefarzt des Lazaretts bei der Stadt, 50 bis 60 Schweine in den Stallungen des Marstalls halten zu dürfen.

Aus der Universitätsfechthalle war derweil ein Lazarett für Schwerverwundete und eine Sammelstelle für Liebesgaben geworden, wie die Sachspenden aus der Bevölkerung genannt wurden. Auch hier gab es Auseinandersetzungen mit der Stadt, denn das Rektorat weigerte sich, während der Lazarettnutzung der Fechtsschule weiterhin als Mieter für Strom, Gas, Wasser und die Grubenentleerung aufzukommen. Der Streit zwischen Stadt und Universität endete vor Gericht.¹³

Die Stadthalle als Lazarett

Geleitet wurde das Vereinslazarett Stadthalle zunächst von einem fünfköpfigen Team Schweizer Ärzte. Dafür hatte unter anderem Ferdinand Sauerbruch gesorgt. Der war zu dieser Zeit Ordinarius für Chirurgie in Zürich. Unverhohlen warb er in der neutralen Eidgenossenschaft für den Dienst in badischen Lazaretten. Die ersten Patienten kamen direkt von der Westfront oder aus notdürftig errichteten Feldlazaretten nach Heidelberg. Nach dem langen Transport standen Pflege, Wundversorgung und Ruhe im Vordergrund. Rechenschaftsberichte, die im Heidelberger Stadtarchiv liegen, sprechen von der Dankbarkeit der Soldaten. Doch im Herbst 1916 kehrten die Schweizer Ärzte in ihr Heimatland zurück. Ein internationales Abkommen, vermittelt vom Heiligen Stuhl und vom Roten Kreuz, ermöglichte es ausgewählten kranken und verwundeten Gefangenen aller Kriegsparteien, in der Schweiz interniert zu werden. Sie konnten sich dort frei bewegen, durften aber das Land nicht verlassen.¹⁴ Die humanitären Bemühungen Schweizer Mediziner konzentrierten sich fortan vermehrt auf die im eigenen Land errichteten Internierten-Lazarette.

Im Oktober 1916 wurde die Stadthalle der Militärverwaltung unterstellt und in ein orthopädisches Reservelazarett umgewandelt. Amputierte Soldaten sollten zu Schlossern, Tischlern, Schuhmachern und Buchbindern umgeschult werden, und nicht wenige fürchteten, dass die Rehabilitationsmaßnahmen einzig dem Zweck dienen sollten, ihnen die Invalidenrente zu kürzen. Lazarettinsassen waren Militärpersonen. Wer sich den (militär-)ärztlichen Anordnungen verweigerte, dem drohten die gleichen drakonischen Strafen wie einem Befehlsverweigerer an der Front. In Heidelberg wurde davon reichlich Gebrauch gemacht. „Es gab Zeiten“, schreibt Max Weber, „wo wochenlang an jedem Tag durchschnittlich eine Arreststrafe verhängt wurde.“ Weber sah die Straffälligkeit als „äußerliches Merkmal der soldatischen Qualität der Lazarettkranken“.¹⁵ Als Soziologe versuchte er, die Ursachen der hohen Delinquenz in Heidelberg zu erklären: Er sah sie im Müßiggang, in mangelnder Führung durch Vor-

gesetzte und in der Verwöhnung durch das „törichte Verhalten des hiesigen Publikums“, das aus Sensationsbedürfnis und „Pseudo-Patriotismus auf billige Art“ die Verwundeten in die Familien eingeladen habe.¹⁶ Besonders oft bestraft wurden die 200 „geschlechtskranken“ Lazarettinsassen, die sich nicht damit abfanden, unter Haftbedingungen eingesperrt zu sein, und die orthopädischen Patienten, die besonders langwierige Behandlungen über sich ergehen lassen mussten. Die seelische Belastung durch Amputationen, die schmerzhaften Nachbehandlungen und die Tatsache, dass er selbst durch ein eigenmächtig verhängtes Alkoholverbot zu häufigen Strafen Anlass gegeben hatte, ließ Weber ebenso wenig gelten, wie den Unmut, den er mit der Direktive erzeugt hatte, Verwundete fortan nicht mehr in Lazaretten in der Nähe ihres Heimatorts unterzubringen. Weber fürchtete, eine Solidarisierung der Bevölkerung mit den Patienten begünstige die „Auflehnung gegen die Lazarettdisziplin“.¹⁷

„Aus dem Geiste des Vertrauens, der früher im Lazarett herrschte, entwickelte sich nach und nach ein Geist des Misstrauens und der Unzufriedenheit“,¹⁸ schrieb der Professor für Paläontologie Daniel Häberle (1864–1934), der das Lazarett in der Stadthalle als Verwaltungsvorstand leitete. Der folgende Auszug aus seinem im Stadtarchiv aufbewahrten Bericht gibt seine autoritäre Sicht auf die ihm unterstellten Lazarettinsassen wieder:

„Wie bereits in früheren Jahresberichten hervorgehoben worden ist, hatte sich sowohl im Geist, als namentlich im Benehmen der Insassen nach und nach ein recht deutlich in Erscheinung tretender Wandel vollzogen und zwar keineswegs zum Guten. [...] Dies zeigte sich schon im Spätherbst 1916, nachdem wir in ein Reservelazarett umgewandelt worden waren. Bis dahin hatten wir als chir[urgisches] Aufnahmelazarett fast alle Patienten direkt von der Front oder aus Feldlazaretten erhalten. Ab und zu kam auch ein aus Heidelberg oder Umgebung stammender Verwundeter hinzu, der auf Antrag seiner Angehörigen zur Weiterbehandlung in die Stadthalle als Heimatlazarett verlegt worden war. Alle diese Leute nahmen die ihnen gebotene Ä[rtzliche] Behandlung, sorgfältige Pflege und ausreichende Beköstigung dankbaren Herzens entgegen und fühlten sich nach den an der Front gemachten Erfahrungen bei uns wohl aufgehoben. Bei der Umwandlung in ein chirurgisch-orthopädisches Reservelazarett wurde das auf einmal ganz anders und dieser Wechsel auch sofort von dem gesamten Ärzte- und Pflege- und Wirtschafspersonal empfunden.[...] Leute, die aus kleinen Vereinslazaretten von 20–30 Betten zu uns kamen und dort etwas verwöhnt worden waren, fühlten sich vernachlässigt [...], andere fürchteten, durch Besserung ihres Zustandes infolge orthopädischer Nachbehandlung in ihrer Rente verkürzt zu werden (Rentenpsychose) [...], andere dagegen suchten, sich möglichst lange im Lazarett herumzudrücken.“¹⁹

Im November 1918 schlug die Unzufriedenheit in offene Empörung um. „Die Bilder der Fürstlichkeiten entfernten wir nachts stillschweigend aus den Räumlichkeiten, um sie vor Beschädigungen zu schützen“, schrieb Häberle über die Revolution in der Heidelberger Stadthalle. „Am Samstagmorgen erschienen Vertreter des Soldatenrates, die Ansprachen hielten und die Leute offiziell mit den Errungenschaften der Revolution bekannt machten. Die ganze Lazarettordnung war auf einmal über den Haufen geworfen worden und es gelang auch in der Folgezeit nicht mehr, sie auch nur einigermaßen wieder herzustellen. Die Leute verließen sofort ohne Urlaub in Scharen das Lazarett und gingen zu ihren Angehörigen in die Stadt oder auf die umliegenden Dörfer; nur die Bettlägerigen blieben zurück.“ Für die „politisierenden und debattierenden“ Mannschaften hatte Verwalter Häberle nur Spott übrig. Mit Kinderreigen, Musikdarbietungen und der Fortführung der bereits zu Kriegsbeginn aufgenommenen politischen Erbau-

ungsvorträge versuchte er, die Lazarettinsassen in rechte Bahnen zu lenken. Bei einer dieser Veranstaltungen (am 5. Januar 1919) dozierte der Heidelberger Oberreallehrer Adolf Mang über die Kriegsschuld Frankreichs, das „uns 1870 ohne jeden Grund überfiel [und] sich dann 43 Jahre auf den Rachefeldzug vorbereitete. [...] Deutschland als erstes Kulturvolk der Welt“, fuhr Mang fort, „sei aber unüberwindlich.“²⁰

Als Reaktion auf dieses Kulturprogramm organisierten sich die Verwundeten ihre eigenen Veranstaltungen. Auf einer Versammlung der Heidelberger Lazarettinsassen im Stadttheater ergriff der verwundete ehemalige Soldat Lacus das Wort und berichtete über das Gerücht, das Lazarett Stadthalle solle geschlossen werden. „Die Räumung der Schulen“, sagte er, „wäre verständlich und einigermaßen begründet, [...] bei der Stadthalle können solch triftige Gründe nicht ins Feld geführt werden. Das Wohlergehen, die sich für die Allgemeinheit geopfert haben und die in der Stadthalle eine zweckmäßigere Behandlung haben wie anderwärts, müßte dem Interesse der Vergnügungssüchtigen vorangestellt werden.“²¹

Tatsächlich plante Häberle seit langem, die Stadthalle zu räumen. Zu diesem Zweck hatte er es den Insassen so ungemütlich wie möglich gemacht. Wer Urlaub hatte, erhielt keine Verpflegung, ob er das Bett verlassen konnte oder nicht. Die rationierten Zigaretten wurden ersatzlos gestrichen. Der Zorn entlud sich erstmals am Himmelfahrtstag (29. Mai 1919) in einer Demonstration mit anschließender Plünderung. Auf dem Universitätsplatz (damals Ludwigsplatz) kam es zu Auseinandersetzungen, als ein Fuhrwerk gewaltsam durch den Demonstrationszug fahren wollte. „Als ihm dies nicht gelang, machte der Kutscher von der Peitsche Gebrauch. Im nächsten Augenblick stürzten sich eine Anzahl Verwundeter auf den Kutscher und prügelten den Rohling mit Krücken und Stöcken ordentlich durch“, schrieb die Heidelberger Zeitung am nächsten Morgen.²² Auch über die Plünderung des Lebensmittel- und Tabaklagers der Stadthalle wurde berichtet. Verwalter Häberle behauptete, einige Insassen hätten gedroht, die Stadthalle im Falle einer Räumung „in die Luft zu sprengen“.²³ Er forderte die sofortige Schließung des Lazarets. Verständnisvoll dagegen berichteten die Zeitungen. Sie sprachen sich dagegen aus, die Kriegsverletzten ungeordnet zu entlassen. Das Wohl der schwer Verwundeten in der Stadthalle müsse „den Interessen der Vergnügungssüchtigen vorangestellt werden“. In einem verzweifelten Leserbrief appellierten die Patienten der Stadthalle an die Öffentlichkeit: „Haben wir das wirklich verdient, daß wir jetzt noch kämpfen müssen für ein Plätzchen, an dem sich unsere Wunden schließen können?“²⁴

Im Dezember 1919 hatte Verwaltungsleiter Häberle sein Ziel erreicht. Sein zynischer Bericht über den Abzug der letzten Patienten schließt mit den Worten: „Eine Träne hat ihnen niemand nachgeweint, im Gegenteil, wir atmeten auf, als das Haus endlich geräumt war.“²⁵

Nach oberflächlicher Renovierung wurde die Stadthalle im Juni 1920 wiedereröffnet. Für hochkarätig besetzte Konzerte und rauschende Feste fehlte allerdings das Geld. Die erste Nachkriegsveranstaltung im großen Saal organisierten die Zeugen Jehovas. Der Vortragstitel lautete: „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im Lichte göttlicher Offenbarung. Gibt es eine begründete Hoffnung auf bessere Verhältnisse?“ Der Eintritt war frei.

Professoren im Krieg

Der Internist Ludolf von Krehl gehörte zu den bekanntesten Hochschullehrern Heidelbergs. In einer Zeit, in der Universitätsprofessoren zu den Spitzenverdienern gehörten, präsentierte er Ansehen und Wohlstand öffentlich. Krehls Villa an der Bergstraße 106–108 gehörte ebenso wie Max Webers Prachtbau am Neckarufer (Ziegelhäuser Landstraße 17) um die Jahrhundertwende zu den repräsentativen, privaten Gebäuden der Stadt.²⁶ Kurz vor Kriegsausbruch wollten Stadt und Heidelberger Universität dem Direktor ihrer Medizinischen Klinik ein Krankenhaus errichten, das sich in seinen Ausmaßen und in seinem Fassadenschmuck an einem Entwurf des für diese Stelle unter Kurfürst Johann Wilhelm vorgesehenen „größten Schlossbau[s], der in Europa je ersonnen“, orientieren sollte.²⁷ Die Pläne für die Krehlklinik auf dem Gelände des Botanischen Gartens waren schon genehmigt, als der Krieg ausbrach. Der bis nach Kriegsende verzögerte Baubeginn erforderte – bedingt durch die Inflation – eine drastische Reduktion der Pläne auf das Notwendigste, repräsentativ geriet der Bau an der Bergheimer Straße dennoch.

Vor dem Hintergrund des um Ludolf von Krehl betriebenen Personenkults überrascht eine Korrespondenz, die sich im Heidelberger Universitätsarchiv erhalten hat, und in der es laut Aktendeckel um „Kriegssachen“ der Medizinischen Fakultät geht. Sie spiegelt eine handfeste Auseinandersetzung zwischen dem Internisten Krehl, dem späteren Direktor der Psychiatrischen Klinik und Initiator der Prinzhornsammlung, Karl Willmanns (1873–1945), und dem Soziologen Max Weber, aus der Krehl nicht als Sieger hervorging. Die Episode offenbart viel über den Habitus der Heidelberger Professoren und über den Konflikt, der sich im Kriegsalltag zwischen militärischer Notwendigkeit und akademischer Rangordnung auftat.²⁸

Am 27. Februar 1915 erhielt der Dekan der Medizinischen Fakultät, der Anatom Herrmann Braus, einen Brief der Reservelazarett-Kommission Heidelberg, dessen Tragweite für drei Wochen nicht erkannt worden war. So lange verbrachte der Brief auf den Schreibtischen der Vorzimmer, bevor er seine Adressaten erreichte.

Gemeinsam mit dem Oberstabsarzt Anton Ernst (1854–1920) schrieb Weber, „ein angesehenes Mitglied der hohen Fakultät, der Herr Generaloberarzt Geheimer Rat Prof. Dr. Krehl“, habe gegen den „Stabsarzt Prof. Dr. Willmanns im Zusammenhang mit dessen Mitarbeit an der Errichtung einer Inneren Beobachtungsstation sehr scharfe persönliche Angriffe gerichtet.“ Da Weber selbst die Einrichtung dieser Beobachtungsstation angeordnet habe, müsse er Krehls Angriffe auch auf sich und auf die von ihm geleitete Reservelazarett-Kommission beziehen. „Wir stellen unmißverständlich auf das nachdrücklichste in Abrede, daß durch die getroffenen Maßnahmen berechnete Interessen der Universität oder einer hiesigen Klinik verletzt worden seien“, da aber eine enge Zusammenarbeit mit den Heidelberger Kliniken in Fragen der „Kriegskrankenpflege“ notwendig sei, bat Weber die Medizinische Fakultät, den Sachverhalt zu prüfen.

Der Oberarzt an der Psychiatrischen Klinik und außerplanmäßige Professor Karl Willmanns hatte in enger Federführung mit Max Weber und dem Generalarzt des XIV. Armeecorps ein Konzept zur Lazarettversorgung in Baden erstellt. Zu diesem Zweck

hatte er eine große Zahl von Lazaretten besucht und ein vernichtendes Fazit über deren bisherige Organisation verfasst:

„Wiederholte Besichtigungen der dem Sanitätsamt unterstellten Lazarette haben gezeigt, daß vielerorts ernste Mißstände bestehen. [...] Die Linienkommandantur war bei dem ersten starken Zustrom an Verwundeten genötigt, die Lazarette ohne Rücksicht auf ihre Eigenart und die Leistungsfähigkeit der an ihnen tätigen Ärzte zu belegen. Infolgedessen geriet eine erhebliche Anzahl von Schwerverwundeten in kleine ländliche Lazarette, in denen ihnen nicht die ärztliche Hilfe gewährt werden konnte, deren sie bedurften. Es soll auch nicht verschwiegen werden, daß an einigen Orten chirurgisch nicht hinreichend ausgebildete Ärzte eigenmächtig Schwerverwundete den Zügen entnommen haben. Wenn auch nicht bezweifelt werden soll, daß diese Ärzte aus edlen und selbstlosen Motiven handelten, kann manchem von ihnen der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie, die Grenzen ihres Könnens überschätzend, anstatt den beratenden Chirurgen zu ihrer Unterstützung hinzuzuziehen, selbstständig die Behandlung von Verwundeten leiteten, für die sie weder die nötigen Hilfsmittel, noch die wissenschaftliche und technische Erfahrung besaßen. Die Folgen dieser mangelhaften chirurgischen Versorgung unserer Verwundeten soll hier nicht ausgemalt werden; es mag genügen, zu betonen, daß sie in hohem Maße unerfreulich sind.“²⁹

Willmanns schlug vor, die Lazarettinsassen, wie auch bei zivilen Patienten üblich, an Spezialisten zu überweisen. Dazu konzipierte er diagnostische Beobachtungslazarette, Lazarette der medizinischen Maximalversorgung (an den Universitäten Heidelberg und Freiburg), Speziallazarette für Schwerverwundete (ein solches wurde in der Fecht-halle eingerichtet), Orthopädische und Kieferchirurgische Lazarette und periphere Lazarette. Sein Ziel war es auch, Simulanten zu identifizieren und Geheilte rasch wieder dem Frontdienst zuzuführen.

Im Rahmen dieser Neuordnung wurde ein Beobachtungslazarett im Lehrer-seminar (heute Pädagogische Hochschule genannt) eingerichtet und ausgerechnet ein Assistent Krehls dorthin abkommandiert. Krehl selbst leitete ein Kriegslazarett bei Luxemburg, bei einem Heimatbesuch hatte er sich bei der Fakultät über Willmanns und über den Kardiologen Albert Fraenkel (1864–1938) beschwert. Fraenkel leitete das Beobachtungslazarett Lehrerseminar. Sehr diplomatisch beschrieb Fraenkel eine von ihm daraufhin geführte, konfrontativ verlaufene Aussprache mit Krehl: Der habe die Versetzung seines Assistenten „übel vermerkt“ und fasse die Einrichtung der Beobach-tungsstation „als gegen die Interessen der Klinik verstossende Handlungsweise“ auf.³⁰

An dem Tag, an dem der Dekan den Brief Max Webers in Händen hielt, schrieb ihm auch Karl Willmanns, der durch Dritte erfahren hatte, wie Krehl vor der Fakultät über ihn geredet hatte. Und auch Willmanns bat die „medizinische Fakultät, den Sachverhalt aufzuklären und die persönlichen Differenzen zwischen Herrn Geheimrat Krehl und mir in geeigneter Weise zum Ausgleich zu bringen.“³¹

Der Engere Senat der Medizinischen Fakultät ließ die Schreiben kursieren. Insbesondere der Pharmakologe Rudolf Gottlieb (1864–1924) und der Pathologe Paul Ernst (1859–1937) setzten sich für Willmanns ein. Man holte sich Expertise aus Freiburg, wo auf das Betreiben Willmanns ebenfalls Beobachtungslazarette eingerichtet worden waren. Der dortige Pathologe Ludwig Aschhoff (1866–1943) hielt die Einrichtung von Beobachtungslazaretten für richtig. Ähnlich äußerte sich der Internist Paul de la Camp (1871–1925), der allerdings Krehl gegenüber anmerkte, Willmanns habe in Frei-burg bei der Einrichtung des orthopädischen Beobachtungslazaretts nicht den rechten

„Ton“ getroffen.³² De la Camp bat Krehl, sein Schreiben vertraulich zu behandeln, Krehl reichte es dennoch an die Fakultät weiter. Am Ende aber musste er einsehen, dass er sich Weber, Willmanns und Fraenkel gegenüber falsch verhalten hatte.

„Da ich in weiten Kreisen für heftig, zu scharf und oft für unbillig gelte, so bitte ich die medizinische Fakultät die Sache zu erledigen“, schrieb Krehl aus der Etappe an seinen Dekan.

Wie angespannt das persönliche Verhältnis zwischen Weber und Krehl war, konnte im Engeren Senat der Fakultät niemand wissen. Max Weber war im Jahr 1907 Krehls Patient gewesen. Als Behandlungsmethode für dessen „sexuelle Eruptionen“ hatte Krehl Webers Ehefrau Marianne gegenüber eine Kastration ins Spiel gebracht.³³ Der Soziologe war von dieser Option nicht angetan, und weigerte sich, den Arzt zu empfangen, der in dieser Angelegenheit regelmäßig seine Frau aufsuchte. 1915 wollte wiederum Krehl aus verständlichen Gründen nicht persönlich mit Weber in Kontakt treten und delegierte diese Aufgabe an die Fakultätsleitung. Diese gab die Kernaussage von Krehls Schreiben im Wortlaut an Weber und Willmanns weiter. Krehl schrieb:

„Jeder wird mir zugeben, dass ich persönlich weder Professor Willmanns noch Professor Fraenkel, die ich beide persönlich hoch schätze, habe kränken wollen. Aber es ist meine persönliche Überzeugung, dass, nachdem das akademische Krankenhaus eine grosse Zahl von Betten der Militärbehörde zur Verfügung gestellt hat, diese mit Facultät oder mit Krankenhauskommission hätte in Verbindung treten sollen, über die Frage, wohin die zu Begutachtenden d. h. die schweren inneren Fälle kommen.“³⁴

Die Kommandierung seines klinischen Assistenten habe er „als Unbilligkeit“ empfunden.

Recht verständnislos schrieb Weber zurück, dass bei der Kommandierung des Krehl-Assistenten an die Beobachtungsstation nicht bekannt gewesen sei, an welcher Klinik er seine zivile Tätigkeit ausübte. In einer militärischen Entscheidung könne er keine Unbilligkeit erkennen.³⁵ Ebenso wenig konnte Weber Krehls Darstellung nachvollziehen, in den Beobachtungsstationen würden vor allem „schwere Fälle“ versorgt. „Wissenschaftlich wertvolle Beobachtungen“ könnten dort nicht angestellt werden, denn das „wirkliche Ziel“ der dortigen Tätigkeit sei: „schleunigste Diagnose und schleunigste Hinausbefördern aller leidlich sicher diagnostizierten Fällen [sic] in die Front, Garnison oder Heimat“.

Am Ende seines Briefes an die Fakultät gab sich Weber versöhnlich, er bat, „die Ansichten, wie etwa jetzt den Interessen der Inneren Klinik Rechnung getragen werden könnte, näher kennen zu lernen. Denn wir möchten keinerlei Zweifel darüber lassen, dass wir jeden mit unseren dienstlichen Pflichten vereinbaren Wunsch zu erfüllen bereit sind.“³⁶

Daraufhin stellte die Medizinische Fakultät den Antrag, die Beobachtungsstation vom Lehrerseminar an die Medizinische Klinik zu verlegen. Dem wurde von Seiten der Reservelazarett-Kommission unverzüglich stattgegeben, doch da auch Krehl mittlerweile festgestellt hatte, dass mit den dortigen Fällen nicht zu forschen war, wurde das Vorhaben nie umgesetzt. Auch weiterhin beobachtete Krehl alle Schritte der Reservelazarett-Kommission mit Argusaugen. Ein Jahr nach dem Scharmützel mit Weber wurde er erneut bei seiner Fakultät vorstellig und gab an, die Verlegung von

Nierenkranken aus seiner Lazarettabteilung in periphere Lazarette sei geeignet, „das Ansehen der Inneren Klinik herabzusetzen“. ³⁷ Die Fakultät wandte sich diesmal direkt an den Generalarzt des Sanitätsamts, der zusagte, die Verlegungen zu stoppen.

Einen anderen Antrag der Fakultät aber lehnte der Generalarzt ganz im Sinne Max Webers ab. Die Unterbringung von psychiatrisch auffälligen Patienten im Stadtzentrum hielt er für ungünstig, da sich die Bevölkerung mit ihnen solidarisieren könne. Generalarzt Statz schrieb:

„Gegen die Errichtung einer größeren Behandlungsabteilung für funktionelle Nervenkranken, Hysteriker usw. im Vereinslazarett Innere Klinik bestehen gewichtige Bedenken. Die Verpflegung dieser Kranken in den Städten führt naturgemäß zu einer häufigen Berührung mit der Zivilbevölkerung, die erfahrungsgemäß auf viele Kranke durch ihr neugieriges Mitleid ungünstig einwirkt. Aus dem Grunde wurden im XIV. Armee Korps Nervenlazarette mit 600 Lagerstellen auf dem Lande errichtet und Fachärzten unterstellt. Das Vereinslazarett Innere Klinik würde daher diese Kranken nur während der kurzen Zeit ihrer seelischen Beeinflussung vermittelt den elektrischen Strom usw. behalten können und sie nach Ablauf dieser in die Nervenlazarette zu überführen haben.“

Bald wurde sogar im Parlament über die Elektroschockbehandlungen diskutiert. Der badische Zentrumsabgeordnete Joseph Wirth nannte sie „eine Tortur“ und zitierte in einer Reichstagsrede aus Briefen von Betroffenen, die ihm aus badischen Nervenlazaretten zugesandt worden waren. Der spätere Reichskanzler forderte die Regierung auf, dafür zu sorgen, „dass unser Volk wieder mit Ruhe und Vertrauen der Arbeit der Ärzte in den Lazaretten entgegensehen kann.“ ³⁸

Die mögliche Fraternisierung der Bevölkerung mit Lazarettinsassen entwickelte sich zu einer beherrschenden Sorge der Militärführung. Im Herbst 1916 begannen in Berlin die Massendemonstrationen gegen Hunger und Krieg: Viele dieser eindrucksvollen und von der Militärregierung gefürchteten Protestmärsche wurden durch verwundete, aus dem Dienst entlassene Soldaten angeführt.

1917 verarbeitete der Schriftsteller Leonhard Frank seine Eindrücke dieser Demonstrationen in einer pazifistischen Novelle, der er den Titel „Die Kriegskrüppel“ gab. In Deutschland war die Publikation verboten, aber sie wurde in der Schweiz gedruckt und als anonyme Flugschrift im süddeutschen Raum verbreitet. Die Heidelberger Universitätsbibliothek besitzt eines dieser Bücher in ihrer Weltkriegssammlung, die alle Schriften zusammenführte, die für die Bibliothekare greifbar waren. Aufrufe der Reichsbank zur Zeichnung von Kriegsanleihen finden sich in den hastig gebundenen Loseblattsammlungen neben anarchistischen Flugblättern. Erst 1937 wurden die Papiere auseinandergerissen, um inkriminierte Schriften auf Anordnung des Propagandaministeriums auszusondern. Franks Geschichte beginnt in der „Metzgerküche“ eines Frontlazaretts, die Verwundeten werden mit einem Lazarettzug nach Berlin gebracht. Dort erkennen die Massen der Millionenstadt beim Anblick der verletzten und entstellten Männer den ganzen Schrecken des Krieges und sammeln sich zur Revolution „der Freiheit und der Liebe“. ³⁹

Ansatzweise halten die Fotografien von Max Krögel fest, welchen Eindruck die schwer verwundet von den Schlachtfeldern herbei transportierten Männer auf die Heidelberger Bevölkerung machten. Eine Bilderserie dokumentiert, wie das offiziell zum Foto aufgestellte Empfangskomitee des Rot-Kreuz-Vereins bei Ankunft eines Laza-

rettzugs der grausamen Realität gewahrt wird. Einige der Honoratioren blicken noch feierlich in das Objektiv des Fotografen, während Sanitäter bereits damit beginnen, die Wunden der Soldaten zu begutachten.

Anmerkungen

- 1 Auszüge aus diesem Artikel erschienen im Universitätsatlas und in der RNZ, ein weiterer wird im Ärzteblatt veröffentlicht.
- 2 Ferdinand Rößiger: Chronik der Stadt Heidelberg für das Jahr 1913, Heidelberg 1915, S. 98. Viel über die Mentalität der Heidelberger Honoratioren im Ersten Weltkrieg verraten die Tagebücher des Mittelalterhistorikers Karl Hampe (1869–1936), vgl. Folker Reichert, Eike Wolgast (Hgg.): Karl Hampe: Kriegstagebuch 1914–1919 (Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts 63), München 2004.
- 3 E. von Jagemann: Die Transportabteilung vom Roten Kreuz Heidelberg. Heidelberger Zeitung, 9. Januar 1919, S. 4.
- 4 Schreiben des Ministeriums des Kultus und Unterrichts an den engeren Senat der Universität Heidelberg vom 16. Februar 1914. UAH A 448/3.
- 5 Schreiben des großherzogl. Badischen Bezirksamts Heidelberg an den Stadtrat Heidelberg vom 9. Juni 1914 sowie Schreiben des Chefarztes D. Messmer (Garnisons-Lazarett Heidelberg) an das Großherz. Badische Bezirksamts Heidelberg. StAH UA 171, 1.
- 6 Vgl. Folker Reichert: Wissenschaft und Heimatfront. Heidelberger Hochschullehrer im Ersten Weltkrieg. In Armin Kohnle, Frank Engelhausen (Hgg.): Zwischen Wissenschaft und Politik. Studien zur deutschen Universitätsgeschichte (Festschrift für Eike Wolgast), Stuttgart 2001, S. 494–529, hier S. 494–495.
- 7 Vgl. Wolfgang Eckart: Medizin und Krieg. Deutschland 1914–1924, Paderborn 2014, S. 117.
- 8 Chefarzt des Reserve Lazaretts HD an den verehrlichen Stadtrat der Kreishauptstadt Heidelberg am 6.1.1916. StAH UA 171, 1.
- 10 Zahlen zusammengestellt aus StAH UA 171,1.
- 11 Armeecorps XIV, Sanitätsamt Heidelberg an das Ministerium für Kultus und Unterricht, Juni 1917. StAH UA 171,1.
- 12 Laz. Insp. an Stadtgemeinde Heidelberg am 21. August 1916. StAH UA 171,2.
- 13 Universitätsfechthalle Schiffgasse 8. StAH UA 171,3.
- 14 Vgl. Eckart (wie Anm. 7), S. 371–379.
- 15 Max Weber: Abschließender Erfahrungsbericht über die Lazarettverwaltung, in: Max Weber: Zur Politik im Weltkrieg. Schriften und Reden 1914–1918 (Gesamtausgabe Band 15/1, hg. von Wolfgang J. Mommsen), Tübingen 1984, S. 5–16, hier S. 13.
- 16 Ebd., S. 14.
- 17 Max Weber an das stellv. Sanitätsamt des XIV. Armeekorps am 11. November 1914. In Weber GA 15/1 (wie Anm. 7), S. 1.
- 18 Daniel Häberle: Verwaltungsbericht der Wirtschaftsabteilung des Roten Kreuzes in der Reservelazarett-Abteilung XVIII (Stadthalle) für die Zeit vom 1. August 1918 bis 31. Dezember 1919 mit Schlussbericht vom 31. Mai 1920, S. 74.
- 19 Ebd., S. 74–77.
- 20 Lazarettunterhaltung. Heidelberger Zeitung v. 9. Januar 1919, S. 8.
- 21 Versammlung der Lazarettinsassen. Heidelberger Zeitung v. 18. Juli 1919.
- 22 Versammlung der Lazarettinsassen. Heidelberger Zeitung v. 30. Mai 1919, S. 5.
- 23 Häberle (wie Anm. 18), S. 83.
- 24 Die Patienten der Stadthalle: Räumung der Stadthalle. Leserbrief, Heidelberger Zeitung v. 19. Juni 1919, S. 4.
- 25 Häberle (wie Anm. 18), S. 83.
- 26 Vgl. Thomas Leibrecht: Die Villa Krehl in Heidelberg. Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 8 (2003), S. 99–113.
- 27 Thomas Hoffmann: Die medizinische Klinik (Ludolf-Krehl-Klinik), in Peter Anselm Riedl (Hg.): Semper Apertus. Sechshundert Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg. 1386–1986. Band V. Die Gebäude der Universität Heidelberg. Berlin 1985, S. 432–442.

- 28 Die weit verbreitete Kriegsbegeisterung deutscher Ärzte und das zivile Selbstverständnis französischer Mediziner analysiert ein hervorragendes Buch von Susanne Michl: *Im Dienste des „Volkskörpers“*. Deutsche und französische Ärzte im Ersten Weltkrieg, Göttingen 2007.
- 29 Sanitätsamt XIV. Armeekorps, 2. Februar 1915. Unterzeichnet wurde das sechsseitige Papier von Generalarzt Statz, verfasst hat es Willmanns, worauf er in einem Schreiben an die Medizinische Fakultät Heidelberg hinwies. Medizinische Fakultät. Kriegssachen. UAH H-III-600/1.
- 30 Fraenkel an Braus, undatiert [Februar oder März 1915]. Medizinische Fakultät. Kriegssachen. UAH H-III-600/1.
- 31 Willmanns an Medizinische Fakultät am 23. Februar 1915. Medizinische Fakultät. Kriegssachen. UAH H-III-600/1.
- 32 De la Camp an Krehl, undatiert [März 1915]. Universitätsarchiv Heidelberg. Medizinische Fakultät. Kriegssachen. H-III-600/1.
- 33 Vgl. Bärbel Mäurer: *Marianne Weber. Leben und Werk*, Tübingen 2010, S. 279.
- 34 Krehl an die Medizinische Fakultät, 3. März 1915. Medizinische Fakultät. Kriegssachen. UAH H-III-600/1.
- 35 Max Weber an die Medizinische Fakultät, 28. März 1915. Medizinische Fakultät. Kriegssachen. UAH H-III-600/1.
- 36 Max Weber an Medizinische Fakultät, 28. März 1915. Medizinische Fakultät. Kriegssachen. UAH H-III-600/1.
- 37 Medizinische Fakultät an das Sanitätsamt Karlsruhe, 15. Juni 1916. Medizinische Fakultät. Kriegssachen. UAH H-III-600/1.
- 38 Redebeitrag Wirth, *Verhandlungen des Reichstags*. Band 312, Berlin 1918. S. 5383–5393.
- 39 Leonhard Frank [Anonym veröffentlicht]: *Die Kriegskrüppel*. Ohne Orts-, Verlags- und Jahresangabe [1917].